Lieder und Geschichten der Suaheli in Ostafrika.

Ein Vortrag,
gehalten in der Abtheilung Aachen der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Von

Dr. Emil Fromm,
Bibliothekar der Stadt Aachen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

C. G. Büttner, der rühmlichst bekannte Afrika-Missionar, hat der Wissenschaft als letzte Gabe noch kurz vor seinem Tode eine „Anthologie aus der Suaheli-Litteratur, Gedichte und Geschichten der Suaheli" (zwei Theile in einem Bande, Texte und Uebersetzung. Berlin, Verlag von Emil Felber, 1894) dargebracht; der zweite Theil der Anthologie ist dann auch besonders unter dem Titel „Lieder und Geschichten der Suaheli, übersetzt und eingeleitet" in den von derselben Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Beiträgen zur Volks- und Völkerkunde" (Bd. III, 1894) erschienen.

Diese prächtige Publikation, auf welche der vorliegende Vortrag sich vornehmlich stützt, ist für die vergleichende Litteraturgeschichte und Märchenkunde von erheblicher Bedeutung; von ganz außergewöhnlichem Interesse ist sie für den Ethnologen, dem sie tiefe Einblicke in das Herz der ostafrikanischen Eingeborenen gewährt. Da über unsere schwarzen Schutzgenossen recht verfehlte Anschauungen noch im Schwange sind, so ist ihr aber auch über die engeren Gelehrtenkreise hinaus die weiteste Verbreitung zu wünschen. Vielleicht tragen die folgenden Blätter in etwas dazu bei, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die verdienstvolle Büttnersche Arbeit, welche Niemand ohne Genuß lesen wird, in erhöhtem Maße zu lenken.

Daß der Vortrag nicht ganz in der Form gehalten worden ist, in welcher er hier erscheint, bedarf kaum der Erwähnung; die Anforderungen, welche an das rasch vorüberziehende gesprochene und an das zum Nachdenken auffordernde geschriebene Wort gestellt werden, sind eben voneinander verschieden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Ethnologie ist eine durchweg moderne, ja, man darf vielleicht sagen, eine noch in embryonaler Entwickelung befindliche Wissenschaft. Als die Lehre von den Völkern der Erde hat sie eine Uebersicht derselben zur Voraussetzung; erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen datirt daher überhaupt die Möglichkeit eines ethnologischen Wissenszweiges. Der Fortgang von dieser Möglichkeit zur Verwirklichung ist naturgemäß ein langsamer gewesen. Man kann die Anfänge der Ethnologie in unserem Sinne in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts zurückrechnen, wenn man die „Researches into the natural history of mankind“ des Engländers James Cowles Prichard als den ersten Versuch einer Zusammenfassung des völkerkundlichen Stoffes auf naturwissenschaftlicher Grundlage ansehen will; der eigentliche Beginn zielbewußter ethnologischer Forschung ist aber doch noch etwas später zu setzen, etwa in die Mitte des laufenden Jahrhunderts, in die Zeit, welche vornehmlich durch das machtvolle Wachsthum der Naturwissenschaften gekennzeichnet ist. Die exakte, auf vorurtheilsloser Beobachtung ruhende Forschungsweise der naturwissenschaftlichen Disziplinen ist auch für den Aufschwung der völkerkundlichen Studien bestimmend geworden, und erst durch die Anwendung dieser exakten Methode ist die Ethnologie allmählich aus einem Nebenzweige der Geographie, wofür man sie bis dahin doch eigentlich nur hatte gelten lassen, zu einer selbständigen, streng in sich gefügten Wissenschaft von weitreichender Bedeutung erwachsen. Die Menschheit, wie sie heute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist ihre Aufgabe, und indem sie weiter die Ursachen zu ergründen sucht, welche aus der Menschheit dieses bunte vielgestaltige Bild geschaffen haben, indem sie den Wegen nachgeht, welche die Menschheit eingeschlagen, um die gegenwärtige Höhe zu erreichen, will sie zugleich eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung liefern. Mit diesen hohen, letzten Zielen wird die Ethnologie zum verbindenden Glied zwischen den empirischen, d. h. naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Fächern und den eigentlich philosophischen; innerhalb des überaus weiten Wissensgebietes, welches sie in dieser Zwischenstellung umspannt, vermag sie mit ihren farbenglänzenden Schilderungen des Völkerlebens zugleich aber auch da, wo ihre erhabenen Probleme nicht ganz verstanden werden können, reichen Genuß und nachhaltige Förderung zu gewähren.[1]

Daher die Bedeutung der Ethnologie in der Gegenwart und die lebendige Theilnahme, welche ihr allenthalben während der letzten Jahrzehnte in den weitesten Kreisen der Gebildeten entgegengebracht wird, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß gerade neuerdings ein maßgebender und besonders förderlicher Bundesgenosse den ethnologischen Studien auch aus dem praktischen Gebiete erstanden ist. Die Steigerung der kolonialen Thätigkeit hat aus den Bedürfnissen der Kolonialverwaltung heraus der wissenschaftlichen Völkerkunde eine immer intensivere Beachtung geradezu erzwungen, zugleich aber sind ihr durch die jüngsten kolonialen Streifzüge der europäischen Nationen auch sehr erhebliche Bereicherungen zugeführt worden. Namentlich ist es der dunkle Erdtheil, für welchen im Zusammenhange mit der allgemein erwachenden Kolonialthätigkeit, dem Eintritt Deutschlands und Italiens in die Reihe der Kolonialmächte und der damit hervorgerufenen Aufrüttelung der übrigen

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Kolonialmächte zu erhöhten Bemühungen die glänzendsten Ergebnisse der geographischen und völkerkundlichen Forschung gewonnen worden sind.

Jetzt erst sind die Zeiten für immer vorüber, welchen die Oberfläche des Mondes genauer bekannt war, als das centrale Afrika, und welche den Kontinent daher mit einem Trauermantel vergleichen konnten, der nur an den Rändern seiner Flügel licht erscheine. Die großen Probleme der afrikanischen Länderkunde, das Nil- und Seenproblem, das Sambesi- und Kongoproblem sind als gelöst zu betrachten; ein überaus umfangreiches, neues Material ist für die ethnologische Betrachtung angehäuft worden. Dabei sind aber doch noch weite Gebiete im Innern völlig unerforscht oder doch nur von wenigen Reisenden durchschnitten; vor allem aber ist in einer Richtung trotz aller unleugbaren Erfolge erst recht wenig geschehen.

Die zahlreichen neueren Reisewerke unserer jüngeren Afrikaforscher weisen meist nicht die Tiefe und Abgeschlossenheit auf, durch welche die erstaunlichen und unübertrefflichen schriftstellerischen Leistungen eines Nachtigal, Barth, Schweinfurth, von der Decken ausgezeichnet sind. Diese Reisenden einer älteren Generation haben unter gänzlich verschiedenen Verhältnissen gewirkt. Mit den kleinlichsten Geldsorgen kämpfend, waren sie meist genöthigt, weit langsamer und vorsichtiger ihre Pläne zu verfolgen. Barth und Nachtigal haben ununterbrochen je sechs Jahre in Afrika geweilt. Aber gerade diese für sie so unangenehmen Verhältnisse waren es, die ihnen zu einer eindringenden Kenntniß der durchwanderten Länder und der besuchten Völker verhalfen. Heute sind die Reisen für gründliche Beobachtungen meist zu kurz; die Reisenden verfolgen eilends ihren Weg, selten halten sie sich in einem Lande, unter einem Volke lange genug auf, um ein zuverlässiges, ausgereiftes Gesamtbild von beiden dem Leser bieten zu können, und zudem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bringen sie nicht immer die genügende wissenschaftliche Bildung für ihre Reisen mit. Meist erhalten wir von ihnen nur recht spannende, für einen sehr weiten Leserkreis geeignete Erzählungen des historischen Verlaufes der Expedition, die nicht nur gemeinverständlich zu sein, sondern sogar den tiefsten Ton der Leutseligkeit zu treffen bemüht sind; einzelne charakteristische Züge, kurze Bemerkungen völkerkundlicher und völkerpsychologischer Art werden dann in die Erzählung der Tagesereignisse eingeflochten. Und so ist es denn natürlich, daß wir trotz des fluthartigen Anwachsens der afrikanischen Litteratur dem Geistes- und Seelenleben der afrikanischen Völker, und namentlich der Neger, noch recht fremd gegenüberstehen, daß der aus sehr übel angebrachter Geringschätzung und wohlfeiler Ueberhebung geborene Ausdruck der „Wilden" nur zu oft noch mit Rücksicht auf dieselben begegnet. Die Völkerkunde ist denn doch noch etwas anderes als die Schilderung aufregender, mehr oder weniger phantastisch aufgeputzter Abenteuer, Schlachten und Kämpfe, des Niedermetzelns wehrloser oder doch gegen europäische Kraft und List ohnmächtiger Stämme, oder eine Sammlung anderweitigen romanhaften Stoffes; gerade um zu einer tieferen Kenntniß der Denk- und Gefühlsweise der weniger civilisirten Völker zu gelangen, bedarf es eines besonders hohen Maßes von Beobachtungsgabe, von Menschenkenntniß und Welterfahrung und hingebender Ausdauer. Von diesem Bewußtsein sind denn auch erfreulicherweise die jüngsten Erzeugnisse der deutschen afrikanischen Litteratur getragen; Franz Stuhlmann und Oskar Baumann haben in ihren geradezu mustergültigen Berichten,[2] deren Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden kann, den Anfang einer gründlichen Ethnographie des äquatorischen Ostafrika gemacht. Wird nach ihren Mustern weiter gearbeitet, dann wird die Ueberzeugung immer tiefere Wurzel bei uns schlagen, daß es nur ein Menschengeschlecht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

giebt, freilich mit den verschiedensten Abstufungen geistiger Begabung, die aber doch schließlich sämtlich als Sprößlinge einer Familie zusammengehören. Der gegentheilige Glaube ohne ernste Prüfung und ohne Beweis zielt nur auf eine eitle Aristokratie der Farbe ab, um ein Wort Casatis zu gebrauchen. „In diesen sog. wilden Völkern eine Anlage zu allem Schlechten, zu keinem Vorzuge finden, heißt der ernsten Untersuchung ausweichen; denn unter der rauhen Schale dieser Völker sind Keime wahrer Tugend und schlummernde Kräfte, die zu wecken eben Aufgabe der Civilisation sein muß. Wir haben aus diesen Wesen allmählich moralische, weise, civilisirte Menschen zu machen." Eine solche Erkenntniß wird uns vor so schweren und beschämenden, die koloniale Sache mehr als alles andere schädigenden Mißgriffen bewahren, wie wir sie jüngst erlebt haben, vor denen uns freilich auch die Beherzigung des Drummondschen Ausspruches hätte schützen können: „Keiner soll dort Herr sein, der nicht das Schwere gelernt hat, Herr seiner selbst zu sein, der nicht die Weisheit gelernt hat, die mit Geduld und Ruhe einem großen und vielleicht fernen Ziele entgegenzuarbeiten vermag."

Was eben über die Förderung der afrikanischen Ethnographie durch die neuere Reiselitteratur im allgemeinen gesagt ist, das gilt für die ostafrikanischen Neger im besonderen. Die Anschauungen, welche über ihren Charakter sich als die herrschenden darstellen, fußen auf jenen oberflächlichen Urtheilen, wie sie der Ethnologie, seitdem das Niveau der Afrikalitteratur zu sinken begann, recht reichlich zugeführt worden sind; selbst ernsthafte „Afrikaforscher" vertreten in dieser Beziehung Ansichten, nach denen dem guten Ostafrikaner eigentlich, wie A. Seidel einmal sehr richtig bemerkt hat, noch etwas Besonderes zu gute gehalten wird, wenn man ihn geistig und sittlich gleich hinter dem lieben Vieh rangiren läßt. Und doch liegt bereits

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein nicht unerhebliches, reiferes Beobachtungsmaterial vor, welches uns gestattet, zu einem gegründeteren Urtheil über unsere ostafrikanischen Landsleute zu gelangen. Zu den wichtigsten Hülfsmitteln, um das Seelenleben und die ursprünglichen Neigungen eines primitiven Volkes zu verstehen, gehört unstreitig die Kenntniß seiner poetischen Litteratur; in ihr offenbart sich das Denken und Fühlen urwüchsiger Völker am treuesten. Allzu reichlich kann diese Quelle der Erkenntniß für Afrika freilich noch nicht fließen; die rastlose Thätigkeit eines deutschen Forschers hat uns aber neuerdings aus dem Litteraturschatze der Suaheli in Ostafrika epische und lyrische Dichtungen in solchem Umfange erschlossen, daß auf dieser Grundlage die Mängel der bisherigen Anschauungen erkannt werden müssen und eine gerechtere Würdigung des Geisteslebens dieser Stämme versucht werden darf.

Lieder und Geschichten der Suaheli! Was haben wir zunächst unter Suaheli zu verstehen? Um diesen Begriff klar zu erfassen, bedarf es eines flüchtigen Blickes in die fast unentwirrbare Menge der afrikanischen Negerstämme.

„Könnten wir uns alle sprachlichen, rassenlichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches": so schrieb vor etwa zwanzig Jahren Georg Schweinfurth. Und doch ist es noch gar nicht lange her, daß man in Europa den ganzen schwarzen Erdtheil anthropologisch wie eine Einheit behandelte. Die schwarze Rasse oder die Neger wurden als Leute eines einzigen Stammes angesehen. Nach und nach erst gewöhnte man sich, sie zu gliedern und die einzelnen Glieder auf ihre Zusammengehörigkeit zu prüfen. Den Leitfaden für eine verständige Gliederung hat erst die neuere afrikanische Linguistik geliefert, und jetzt scheidet man nach sprachlichen Kriterien die Neger in die zwei großen Gruppen

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

der Sudanneger und der Bantuvölker. Die Negervölker des Sudans sind von hellfarbigen Stämmen durchsetzt, die zum größten Theil der hamitischen Gruppe zuzurechnen sind; in diesen Mischungen zwischen den südlicheren Negern und den helleren Nordafrikanern sind die grellsten ethnologischen Gegensätze vertreten, so daß eine allgemeine Charakteristik der Sudanbewohner unmöglich wird. Die Bantuvölker bewohnen den keilförmigen südlichen Theil Afrikas, mit Ausnahme des äußersten Südens, wo die Sprachen der Hottentotten und Buschmänner sich von dem Bantusprachstamme scheiden. „Die Nordgrenze der Bantusprachen verläuft von der Bai von Guinea aus, Kamerun einschließend, nach einem Punkte der Ostküste, der ungefähr zwischen Sansibar und dem Aequator liegt"; neuerdings hat man allerdings eine noch weiter nach Norden vorgeschobene Bantusprache entdeckt, die Sprache der A-shingini, welche östlich vom Niger fast bis zum 11. Grade nördl. Breite reicht. Sämtliche Bantusprachen hängen untereinander auf das innigste zusammen, etwa so wie die indoeuropäischen Sprachen untereinander, und sind als Abkömmlinge einer nunmehr nicht existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache zu betrachten; sie gliedern sich in eine Gruppe verwandter Idiome, die im übrigen selbständig dastehen, allen gemeinsam ist der Gebrauch von Präfixen in der Wortbildung, d. h. die Beugungssilben folgen nicht den Wörtern nach, sondern gehen ihnen voran. Dieses hervorstechendste Merkmal der Sprache tritt schon in dem Namen zu Tage, der richtig lautet: Ba-Ntu, d. h. Menschen, Mehrzahl von Umu-ntu, der Mann, der Mensch. Zu diesem großen südafrikanischen Bantusprachstamm gehört nun das Kisuaheli, die Sprache der Suaheli, es ist die Hauptsprache, gleichsam die lingua franca in Sansibar und dem Küstengebiete von Deutsch-Ostafrika, die Verkehrssprache der ostafrikanischen Küstenbewohner. Alle in diesem Gebiete wohnenden Neger, die sich dieses gemeinsamen Bantudialektes

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

bedienen, werden Suaheli genannt; mit den arabischen Karawanen ist ihre Sprache als Handelssprache bis in das tiefste Innere Afrikas vorgedrungen; Kapitän Burton konnte sich auf seinen Reisen sogar am Kongo, an der Westküste durch das Kisuaheli verständlich machen. Das Wort Suaheli ist aus dem arabischen sawāhili, „den Küsten gehörig", entstanden, einem Adjektiv, welches von sawāhil, dem Plural des Wortes sāhil, „Küste", herstammt. Sprache, Glauben und Sitten dieser Stämme sind von dem islamitischen Araberthum gründlichst durchsetzt, welches seit früher Zeit hier an der Ostküste Handelsniederlassungen besessen und durch seine Handelsunternehmungen, wie durch seine überlegene Kultur bis tief ins Innere hinein das Land für sich dienstbar gemacht hat, wie denn Ostafrika überhaupt seit unvordenklicher Zeit mit Arabien, besonders dem östlichen und südlichen Theil, mit Baluchistan und Vorderindien in lebhaftestem Verkehre steht. Durch die Aufpfropfung der arabischen Denkweise, Sitte und Religion — alle Suaheli sind Mohamedaner — ist hier eine in hohem Maße interessante „Zwitter-Halbkultur" entstanden, welche, wie Martin Hartmann mit Recht gelegentlich betont hat, unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, „weil gerade jetzt für sie eine neue, besonders wichtige Epoche der Weiterbildung eingetreten ist". Die deutsche bezw. englische Herrschaft, welche neuerdings hier befestigt ist, wird auf das Leben dieser Stämme rasch eine umgestaltende Wirkung üben und der Mischung von Ursprünglichem und Arabischem ein neues, fremdes, kräftiges Element zuführen. Hier gilt es, für die ethnologische Erkenntniß zu retten, was noch zu retten ist; denn der Untergang der gering geschätzten Naturvölker oder doch wenigstens ihrer einheimischen Kultur bedeutet, wie der Altmeister ethnologischer Forschung, Adolf Bastian, mit flammender Begeisterung immer aufs neue verkündet, den Verlust unersetzlicher Urkunden für die Geschichte des menschlichen Geistes.

(459)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Bis vor kurzem ist in Europa die Meinung verbreitet gewesen, daß die ostafrikanischen Eingeborenen keine eigene Litteratur besäßen; die Berichte der Reisenden, welche aus Ostafrika in die Heimath zurückkehrten, wußten von einer solchen wenigstens nichts zu sagen. Zwar hatten die englischen Missionen, namentlich der Bischof E. Steere, dann W. E. Taylor, Sammlungen von einheimischen Fabeln und Erzählungen, von Suaheli-Sprichwörtern und -Versen veröffentlicht.[3] Alle diese Bücher waren aber nach dem Diktat der Eingeborenen mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben worden und erweckten den Anschein, als ob diese Litteratur doch eigentlich erst durch europäische Beeinflussung hervorgerufen wäre, und als ob die Eingeborenen selbst noch keine geschriebene Litteratur gehabt hätten. In allerjüngster Zeit lernte man nun aber Schriftstücke der Suaheli kennen, welche mit arabischen Buchstaben geschrieben waren und welche zugleich erkennen ließen, daß die Kunst des Schreibens bei den Suaheli jedenfalls schon seit langem geübt wird. Es waren Märchen, Geschichten und Lieder verschiedener Art, welche die Eingeborenen hier vermöge ihrer Kenntniß der arabischen Schrift, wie sie sie in den Schulen der mohamedanischen Lehrer erwarben, hatten niederschreiben können. Während aber das lateinisch geschriebene Suaheli Jeder, der nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, nach Büttners Urtheil in kurzer Zeit so lernen kann, daß ihn jeder Eingeborene versteht, war das Lesen dieses arabisch geschriebenen Suaheli mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Die Art, wie die Suaheli die arabischen Buchstaben zur Schreibung ihrer Sprache verwandten, das war zunächst ein Geheimniß, und es bedurfte des größten Aufwandes von Mühe und Scharfsinn, um in dieses Geheimniß einzudringen.

Auf eine Schilderung der Einzelheiten, welche dahin geführt haben, das arabisch geschriebene Suaheli zu entziffern — man darf mit Recht von einer Entzifferung sprechen —, soll hier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht eingegangen werden; hingegen müssen wir etwas ausführlicher des Mannes gedenken, durch dessen hingebenden Fleiß und durch dessen Liebe zu den afrikanischen Eingeborenen das werthvolle Ergebniß dieser Entzifferung geglückt ist.

Karl Gotthilf Büttner, der leider früh verstorbene, rühmlichst bekannte Afrika-Missionar und Lehrer des Suaheli am Königlichen Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, hat uns zuerst mit der nationalen Litteratur der Suaheli bekannt gemacht und uns damit außerordentlich lehrreiche Bilder von den Lebensgewohnheiten dieser Stämme und ungeahnte Einblicke in ihre Denkweise und in ihr Seelenleben gewährt, wie sie für die in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete lebenden Deutschen nicht hoch genug veranschlagt werden können. Denn um ein auf tieferer Kulturstufe stehendes Volk zu regieren, muß man zunächst lernen, es in seinem Charakter zu verstehen; „ein verständnißvolles Eingehen auf Sitte, Recht und Religion der Eingeborenen ist hier mindestens ebenso wichtig, als das Corpus juris und eine gewisse Schneidigkeit".

Büttner war 1848 in Ostpreußen geboren, er studirte in Königsberg und ging dann im Dienste der rheinischen Mission nach Südwestafrika. Seine kurze, aber segensreiche wissenschaftliche Thätigkeit begann im Jahre 1887, als er zum Lehrer des Suaheli an dem neu begründeten Seminar für orientalische Sprachen ernannt wurde. Er war ein unermüdlicher Arbeiter; seine größten Verdienste erwarb er sich auf dem Gebiete der afrikanischen Linguistik als Begründer und Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen". Am 14. Dezember 1893 erlag er im Alter von 45 Jahren den Folgen der Influenza, nachdem er kurz vorher noch die Freude gehabt hatte, seine „Anthologie aus der Suaheli-Litteratur" erscheinen zu sehen.[4]

Diese „Anthologie" bietet uns zunächst drei größere Gedichte der Suaheli-Litteratur. Das erste: „Das Lied von

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

der Barmherzigkeit" war seiner Zeit durch den Missionar Krapf, den Entdecker der Kenia, nach Europa gebracht worden und hatte seither in den Sammlungen der Deutschen morgenländischen Gesellschaft unbearbeitet geruht. Die beiden anderen: „Von der Himmelfahrt Muhammeds" und „Vom Tode Muhammeds" hatte der britische Konsul in Mozambique, Herr Daniel J. Rankin, an Büttner übersandt.

Was die äußere Form des Liedes von der Barmherzigkeit, dessen Inhalt hier skizzirt werden soll, angeht, so verläuft das Ganze in etwa 300 vierzeiligen Strophen; die drei ersten Zeilen einer jeden Strophe reimen untereinander, die vierte Zeile hat in dem ganzen Gedichte den gleichen Reim. Es würde die Meisterschaft eines Rückert erfordern, um dieses Lied ins Deutsche umzudichten; ein Rückert ist aber für die Suaheli-Litteratur noch nicht erstanden, und wir müssen uns daher mit der einfachen, jedoch möglichst sinngetreuen Büttnerschen Uebertragung in den anzuführenden Stellen begnügen.

Dem eigentlichen Text geht eine längere Einleitung voran, der Dichter citirt den Schreiber, befiehlt ihm, schönes Papier und eine gute Feder zu nehmen, die Buchstaben deutlich zu malen, sie schön auseinanderzuhalten und die Vokalzeichen richtig hinzusetzen, denn:

wenn die Schrift ordentlich ist, dann blüht auch das Gedicht auf, und die es anschauen, die sehen es gerne.

Es folgt eine Lobpreisung Gottes, Muhammeds, seiner Freunde und Genossen, und dann hebt die eigentliche Erzählung an von dem Streite der Engel Michael und Gabriel, ob Barmherzigkeit und Erbarmen noch in der Welt seien, oder ob wir jenen letzten Zeiten der Sünde uns schon so weit genähert haben, daß beide bereits von der Erde verschwunden seien. Um den Streit zur Entscheidung zu bringen, steigen die Engel in Menschengestalt zu einer Stadt hernieder; Michael begiebt sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als Arzt auf den Markt, Gabriel geht in eine Moschee, wo er den Schwerkranken spielt. Die versammelten Andächtigen fragen nach seinem Begehr, als sie ihn in Betrübniß sehen, sie bieten ihm Silber und Gold, er aber antwortet, daß er nichts als Heilung von seinen Leiden wünsche. Es wird ihm erwidert: „Bei uns giebt es keinen anderen Arzt, als nur Gott, den Allerhöchsten." Der Kranke aber sagt, eben sei ein fremder Arzt zur Stadt auf den Markt gekommen; sogleich eilen Alle mit ihm dorthin und bitten um Hülfe für den Kranken. Sie wollen das Heilmittel, wenn es in der Stadt zu haben wäre, beschaffen und den Arzt reichlich belohnen. Darauf erklärt der Arzt:

> Suchet eine Mutter, welche sieben Kinder an Zahl hatte, hoffnungsvolle Jünglinge, welche aber nicht lange da waren. Hernach sind sie ihr gestorben, sechs sind dahingegangen, einer ist übrig gelassen, um in dieser Welt zu bleiben.
>
> Wenn nun dieses Kind hier ist und ich es hier, wo ich bin, opfere und sein Blut dem Kranken einreibe, so wird er vielleicht gesund werden.

Sofort fangen die Leute in der Stadt nach einem solchen Kinde zu suchen an, sie finden es aber nur bei einem einzigen Manne, einem reichen, vornehmen und frommen Kaufmanne. Diesem stellen sie den Kranken vor und bitten um Erbarmen für ihn. Der Kaufmann ist mit Freude erfüllt, sein Herz dem Mitleid öffnen zu können; siebzig Myriaden Thaler hat er im Hause liegen, diese und noch mehr, Kleider, Sklaven und Kleinodien aller Art will er hingeben, wenn er dem Fremden helfen kann. Aber die Städter sagen ihm: „Nach Gold steht nicht sein Verlangen, er will nur geheilt werden, und dazu bedarf er des Blutes deines Kindes." Auch dies hinzugeben ist der Reiche bereit:

> Und wenn ich tausend Söhne hätte, und ihr zu mir sagtet: Gieb sie, so würde ich sie alle hingeben. Bis zum letzten würde ich sie hingeben, daß sie sein Lösegeld

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

würden, vor dem Angesichte Gottes und des Propheten Mohammed.

Solcher Tod bedeutet Leben, und der Knecht Gottes fürchtet ihn nicht; Gottes Befehl ist Leben, so daß der Geist nicht zu Grunde gehen kann.

Der Todesengel vermag nicht die Seele eines solchen wegzunehmen, ohne daß der erhabene Gott ihm befohlen hat, sie zu holen.

Wenn die bestimmte Zeit für den Knecht des alleinigen Gottes zu Ende ist, dann muß ohne Zweifel seine Seele sich von den Gliedern trennen.

So willigt der Vater ein; „gehet nun aber," sagt er, „die Mutter fragen, die ihn geboren hat." Auch sie willigt ein, wenn nämlich der Sohn selbst einverstanden wäre. Und auch der Jüngling giebt nun seine Zustimmung. „Ich habe," sagt er, „mit meinem ganzen Herzen geantwortet; ich verlasse mich auf Gott. Dieses hier kommt nicht von dem Fremden, auch sicherlich nicht von mir, es ist der Beschluß des Gütigen, den er über mich aufgeschrieben hat. Was der Gütige wünscht, das muß vollführt werden, auch wenn das Geschöpf, das Menschenkind damit nicht einverstanden ist." Jetzt wird das Schlachtopfer dem Arzte vorgeführt; Vater und Sohn schreiten dem Zuge voran. Der Arzt stellt eine neue Bedingung: der Vater selbst soll sein Kind opfern. Auch das wird zugestanden. Es folgt eine erschütternde Scene: der Abschied des Sohnes von den Eltern und Gefährten. Alles weint und schluchzt:

„Es weinte der Reiche, und seine Thränen flossen wie das Wasser der See, und Alle weinten, und das war ein Weinen, daß das Herz erbebte; so sehr waren sie voll Schmerzen."

Endlich ergreift der Vater das Messer und schlachtet den Sohn mit eigener Hand, „indem er auf seinen Herrn vertrauete

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und ein gutes Werk ausrichten wollte". Da verschwinden die Engel, die Leute rufen: „Dies ist ein Wunderzeichen, ein Wunder von dem Herrn des Seins", und sie preisen Gottes Allmacht. Unter Weinen und Klagen geht man daran, den geopferten Knaben zu bestatten. Die Engel sind indes im Himmel angekommen, und Gabriel fragt den Bruder: „Hast du die Barmherzigkeit gesehen und das Erbarmen der Leute?" Da sagte der Engel: „Ja, ich habe es gesehen, es ist noch Barmherzigkeit bei den Menschenkindern." Beide beschließen, den Allmächtigen zu bitten, daß er den Knaben wiedererwecke, „damit die Herzen Derer, die das Gute geliebt haben, sich wieder beruhigen". Dann steigen sie wieder, in anderer Gestalt, zur Stadt herunter. Im Hause jenes Kaufmannes begehren sie Gastfreundschaft. Sie werden bewirthet, der Reiche aber weigert sich, am Mahle theilzunehmen, da ihm der Sohn gestorben und noch nicht zur Erde gebracht sei. Die Engel fragen nach dem Namen des Kindes, und dann betet Gabriel zu Gott, er möge den Knaben wieder lebendig machen, und siehe, nicht nur dieser Todte fängt sich wieder zu regen an, sondern es werden nun auch die sechs anderen Kinder wieder lebendig gemacht. „Als sie Alle zusammen waren, alle ihre sieben Knaben, da flogen Gabriel und Michael wieder fort." — Das Gedicht schließt dann mit einer Warnung vor den Sünden der Unbarmherzigkeit.

Die Fabel dieses Epos ist, wie bei den beiden anderen, oben erwähnten Gedichten, welche ebenfalls eine ganze Reihe höchst dramatischer Schilderungen enthalten, offenbar der arabischen Tradition entnommen; alle drei sind durchaus aus den muhammedanischen Glaubensvorstellungen von den letzten Dingen entsprossen, wie dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach von den Maskatarabern nach Ostafrika gebracht worden sind. Die arabische Tradition ist eben für diese Ostafrikaner die eigentlich klassische, „ähnlich wie unsere deutschen Dichter so oft, seit alten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeiten, antike und romanische Sagenstoffe behandelt haben". Wie viel im einzelnen in diesen Epen auf die Originale zurückzuführen ist, das läßt sich nicht entscheiden, da wir die arabischen Urschriften nicht kennen. Die charakteristische Form aber bedingt schon allein die Annahme, daß die alten Stoffe in der weitgehendsten Weise dem Volksgeiste der Suaheli assimilirt sind, und das geht unzweifelhaft aus den Gedichten hervor, „daß der Geist der Eingeborenen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes durchaus nicht bloß im Rohen und Sinnlichen befangen ist, daß ihm vielmehr die Zugänglichkeit für die ernsteren und ernstesten Fragen des Lebens nicht abgesprochen werden kann". Niemand wird freilich so thöricht sein, zu glauben, daß nun bei den Suaheli die Einzelpraxis niemals hinter den von den Dichtern aufgestellten sittlichen Forderungen zurückbleibe, daß sie überall und zu jeder Zeit sich von höchstem Gottvertrauen und äußerster Scheu vor Sünde und Unrecht im Geiste jener Dichtungen erfüllt zeigen werden. Wir sind ja wohl auch nicht Alle trotz Goethe, Shakespeare und Schiller Faust- und Hamlet- oder Posanaturen. Soviel aber ist sicher: wenn jene arabischen Stoffe dort heimisch werden konnten, dann müssen wir entgegen der Meinung Derjenigen, welche dem Ostafrikaner das folgerichtige Denken und das sittliche Gefühl völlig absprechen zu dürfen glauben, vielmehr das Urtheil Büttners als zutreffend anerkennen, daß unter dem scheinbaren Leichtsinn und der Lebenslust, unter der Habgier und dem Egoismus, der uns bei den Eingeborenen nur zu oft abstoßend entgegentritt und der sie uns so oft als für alles Höhere abgestumpft erscheinen läßt, doch zuletzt nicht selten in der Tiefe ein auf die ernstesten Dinge gerichteter Sinn steckt, und daß die kulturelle Arbeit hier nicht erfolglos bleiben wird, wenn sie nur auf den Ton gestimmt ist, für den im innersten Herzen der Suaheli Resonanz vorhanden ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Neben den großen Gedichten, von denen das eine soeben eingehender betrachtet worden ist, bietet die Büttnersche Anthologie nun weiter eine Menge kleinerer poetischer Erzeugnisse, Gedichte lehr- und scherzhaften Inhaltes, Spottverse, für welche die Suaheli eine besondere Neigung zu haben scheinen, und Kinderreime. Auch hier begegnen wir beachtenswerthen Einzelheiten zur Volkskunde; die Bedeutung des Materials in dieser Richtung möge nur an einem Beispiele erläutert werden.

Wenn der Europäer an den Fingern zählt, dann beginnt er beim Daumen der linken Hand; der Goldfinger wird daher allgemein der vierte, der kleine Finger der fünfte genannt. Zählt der Europäer mehr als fünf, so geht er zum kleinen Finger der rechten Hand über und fährt dann fort bis zum Daumen. Anders bei den Naturvölkern. Nach von den Steinen[5] beginnen die central-brasilianischen Stämme, mit Ausnahme der Bakaïri, beim Zählen mit dem Daumen der rechten Hand, zählen weiter bis fünf und gehen dann zum Daumen der linken Hand über; die Bakaïri beginnen mit dem Kleinfinger der linken Hand und fahren bei sechs am Kleinfinger der rechten Hand fort. Der Afrikaner beginnt ebenfalls mit dem kleinen Finger der linken Hand, geht bei sechs aber zum Daumen der rechten Hand über. So heißt in der Zulusprache itat-isitupa sechs, von isitupa der Daumen, sieben ist der Zeigefinger der rechten Hand u. s. w. Das prägt sich nun auch im europäischen und im afrikanischen Kinderreime aus. Bei uns zählen die Kleinen: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen" u. s. w. bis zum kleinen Finger. Die kleinen Suaheli singen: „Der erste (nämlich der kleine Finger) sagt: Laßt uns hingehen. Der zweite: Wohin denn? Der dritte: Wir wollen stehlen. Der vierte: Aber, wenn wir belauscht werden. Der Daumen (der ja abseits von den übrigen Fingern steht) sagt: Ich bin nicht dabei gewesen."

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Nicht minder reichhaltig, wie die Poesie der Suaheli, ist ihre Prosa: Märchen, Sagen und Geschichten mannigfaltigsten Inhaltes werden von Büttner mitgetheilt. Auch hier ist der tiefgreifende Einfluß des Islam auf die Denkweise der Ostafrikaner zu erkennen; wir finden Märchen, wie sie auch zu uns aus Arabien gekommen sind, Geschichten von Menschen und Thieren, deren Quellen in Arabien oder Indien zu suchen sind. Unter den Thiersagen sind so die Geschichten vom Affen und Haifisch und von der Eselin und dem Löwen, indischen Ursprunges, wir begegnen ihnen fast unverändert im Pantschatantra,[6] jener alten indischen Fabelsammlung. Anderes aber ist echt afrikanischen Ursprunges, darunter eine Thierfabel, welche besondere Beachtung verdient. Die beiden Thiere, um die es sich handelt, sind Fuchs und Wiesel. Es stand einmal das Wiesel auf, so beginnt die Erzählung, und sagte zum Fuchs: Ich habe keine Frau und kein Kind, und du hast ebenso weder Frau noch Kind; es ist besser, wir ziehen zusammen, ich und du, und was wir bekommen, das wollen wir verzehren. Der Fuchs sagte: Bon, dein Rath ist gut. Und so zogen sie zusammen. — Im Verlaufe der Geschichte fangen sie beide ein Perlhuhn, der Fuchs beauftragt das Wiesel, es zu braten, während er selbst ein wenig ruhen will. Das Wiesel brät das Perlhuhn, verspeist es aber samt den Eiern allein und behauptet hernach, es hätte auch geschlafen, und indes wäre alles verbrannt. Da macht sich der Fuchs, unwillig über die Untreue des Wiesels, auf und versteckt sich in der Nähe; das satte Wiesel schläft ein, der Fuchs überfällt es, deckt ihm den Kopf mit Bananenblättern zu und prügelt es weidlich. Als sie sich später wieder treffen, erzählt das Wiesel sein Mißgeschick, wie ein Unbekannter ihm mitgespielt habe, worüber der Fuchs natürlich sehr betrübt thut. Und eines Tages ist nun bei Wiesels großes Tanzvergnügen, wozu auch der Fuchs eingeladen wird. Und bei diesem Tanze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

flötet das Wiesel eine Melodie, in welcher es seine Heldenthat mit dem Perlhuhn ausspricht, worauf der Fuchs die große Trommel ergreift, um mit ihr zu verkünden: „Ich habe das Wiesel genommen und in Bananenblätter eingebunden und habe es geklopft, bum, bum, bum." Eine angemessene Prügelei schließt die Scene; der Fuchs nimmt die Ohren des Wiesels mit, und die Ohren des Fuchses nimmt das Wiesel, und darum hat der Fuchs so lange Ohren, denn zuerst hatte das Wiesel die langen Ohren, und der Fuchs hatte kurze.

Das Flöten und Trommeln des Triumphliedes macht diese Thierfabel besonders merkwürdig. Aus Westafrika, aus Kamerun verdanken wir Lieutenant Morgen[7] Mitteilungen über die als Verständigungsmittel dienende Holztrommel, welche er passend als afrikanischen Telegraphen bezeichnet. Ein ausgehöhlter Baumstamm mit einer länglichen, schmalen Oeffnung an der oberen Seite wird mittelst zweier Holzstöcke geschlagen; durch die verschiedene Dicke der Wandungen an der Oeffnung können verschiedene Töne und durch die Art des Schlagens der betreffenden Landessprache ähnelnde Laute erzeugt werden. Die Fähigkeit, sich in der Sprache seines Landes auf der Trommel auszudrücken und dieselbe auch zu verstehen, besitzt jeder auch nur halbwüchsige Mensch, die Töne sind weithin vernehmbar und so können die Stämme sich auf große Entfernungen hin miteinander verständigen. Die Suaheli-Fabel beweist nun, daß die Trommelsprache nicht nur in Westafrika bekannt ist, sondern wahrscheinlich durch ganz Innerafrika bis zur Ostküste hindurchgeht. In Südamerika vermitteln übrigens die Jivaros, ein peruanischer Indianerstamm, in ähnlicher Weise durch ihre sog. Tunduli Nachrichten von Haus zu Haus und von Berg zu Berg über die weitesten Strecken.

Bisher hat es genügt, den Inhalt einzelner Stücke der Suaheli-Litteratur zu skizziren. Gerade aus der Reihe der kleineren

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

Prosaerzählungen erscheinen aber auch einige durch Stoff und Behandlung der wörtlichen Wiedergabe werth und hier für eine solche besonders geeignet, weil sie eines erläuternden Kommentares nicht bedürfen. Zunächst die Geschichte von Alibeg Kaschkaschi:

Es war einmal ein Mann, so lautet die Erzählung, der war ein wenig verrückt, und er pflegte in der Stadt herumzuspazieren. Und die Kinder in der Stadt gingen hinter ihm her und spotteten über ihn und schrieen: Alibeg Kaschkaschi, Alibeg Kaschkaschi; immer in derselben Weise, wenn er ging und wenn er kam, liefen ihm die Kinder alle Tage nach.

Und an einem Tage von den Tagen wurde es dem Alibeg zu viel, daß ihm die Kinder nachliefen und schrieen, und er bückte sich und nahm einen großen Stein in seine Hand, und er warf den Stein in den Haufen der Kinder hinein. Und der Stein traf ein Kind an den Kopf und schlug ihm ein großes Loch hinein, und das Kind schrie sehr, und da kam sein Vater und sah, daß sein Kind schwer verletzt war. Und er fragte: Wer hat dich so geschlagen? Und der Junge sagte: Alibeg Kaschkaschi hat mich so geschlagen. Als der Vater die Worte seines Kindes hörte, wurde er darüber sehr böse und faßte den Alibeg und schleppte ihn vor den Richter und sagte dem Richter: Dieser Alibeg hat meinem Sohne mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf geschlagen, und ich habe ihn vor das Gericht gebracht, und du wirst schon mit ihm fertig werden.

Und der Richter fragte den Alibeg: Warum hast du den Jungen ohne Grund so geschlagen? Und Alibeg antwortete und sagte zu dem Richter: Nämlich, o Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter sagte: Gott segne ihn und Friede über ihm. Da sagte Alibeg zum zweiten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Der Richter sagte: Der Segen Gottes sei mit ihm und sein Friede. Da

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagte Jener zum dritten Male: O Richter, der Segen Gottes über dem Propheten. Und der Richter antwortete: Tausendfacher Segen sei über ihm. Da sagte er zum vierten Male: O Richter, Gottes Segen über dem Propheten. Und der Richter wurde des Geschreies von Alibeg satt, wie Alibeg zu ihm sagte: Gottes Segen über dem Propheten. Er war der Sache überdrüssig und sagte: Ich habe dein Geschrei satt. Da antwortete Alibeg und sagte: O Richter, du hast es satt, dem Propheten Segen zu wünschen, wie soll ich es dann nicht satt werden, wenn mir alle Tage nachgeschrieen wird, sobald ich auf der Straße gehe; du bist schon von dem einen Male bös geworden, und ich muß es alle Tage leiden.

Da erkannte der Richter, daß Alibeg keine Schuld hatte, und sagte zu ihm: Ich danke schön, gehe nur nach Hause, Alibeg. Und der Vater mußte seinen Jungen heilen lassen. — So die Geschichte von Alibeg Kaschkaschi.

Abunawas ist bei den Suaheli eine Figur, die man mit unserem Tyll Eulenspiegel vergleichen kann. Seine Streiche stehen an Lustigkeit, Schlauheit und Keckheit denen des deutschen Tyll nicht nach; die lustigste unter den Erzählungen, welche an seinen Namen sich knüpfen, ist wohl diejenige vom Kessel, der ein Junges bekommen hat. Eines Tages ist sein Esel sehr durstig und er hat kein Gefäß, ihn zu tränken. Da geht er zu seinem Nachbar und sagt: Leihe mir doch einen Kessel, daß ich meinem Esel Wasser hineingieße. Und er gab ihm den Kessel, und Abunawas ging seine Wege. Und er behielt ihn drei Tage. Und am vierten Tage legte er in den Kessel ein kleines Kesselchen und brachte ihn zurück und sagte: Hier ist euer Kessel. Und sie nahmen den Kessel und sahen das kleine Kesselchen darin. Und sie sagten: Das kleine Kesselchen ist nicht unser. Und Abunawas antwortete ihnen und sagte: Ich bin kein Dieb, ich kann nicht andereer Leute Eigenthum behalten. Euer Kessel hat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei mir ein Junges bekommen, und das ist sein Kind. Und die Eigenthümer des Kessels freueten sich sehr und sagten: Das Haus des Abunawas ist sehr gesegnet. Und Abunawas ging nach Hause. Und nach drei Tagen ging er hin und lieh ihn noch einmal, und sie gaben ihn ihm. Und Abunawas gab ihn nicht zurück, er behielt ihn einen ganzen Monat. Und die Eigenthümer des Kessels gingen und wollten ihren Kessel haben. Abunawas antwortete ihnen: Der Kessel ist gestorben. Und da sagten sie: Kupfer stirbt doch nicht. Abunawas antwortete ihnen: Hat er denn nicht geboren? Und sie sagten: Ja. Abunawas sagte: Jedes Ding, das gebiert, dessen Schicksal ist es auch, zu sterben. Und sie verklagten ihn, und man fragte die Gelehrten, und diese sagten: Jedes Ding, das gebiert, stirbt auch. So war der Kessel verloren und Abunawas behielt ihn.

Diese Erzählung ist nicht bei den Suaheli entstanden, sie findet sich schon unter den Schelmenstreichen des türkischen Till Eulenspiegel Nassreddin Chodja,[8] und sie scheint durch wandernde Rezitatoren an die afrikanische Ostküste gekommen zu sein. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die osmanische Fassung. Der Nachbar, welchen Nassreddin betrügt, wird als Geizhals bezeichnet; es liegt darin der Ausdruck eines feineren moralischen Gefühles, denn gegen einen Geizhals erscheint der Streich weniger bedenklich, als gegen einen Nachbar, dem man nichts Schlechtes nachsagen kann.

Bei der Betrachtung des Liedes von der Barmherzigkeit haben wir gesehen, wie der Vater seine Einwilligung zum Opfern des Kindes nur unter der Voraussetzung giebt, daß auch die Mutter zustimmen werde. Unter den so verschiedenartigen Völkern des dunklen Erdtheiles ist das Los der Frau im allgemeinen sonst kein glückliches; sie ist hier meist eine Ware, die man von den Eltern um diesen oder jenen Preis ersteht, sie bildet meist den ausschließlich arbeitenden Theil der Bevölkerung,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

während der Mann in den Krieg zieht, bei Jagd und Fischfang und nicht zum wenigsten in Rathsversammlungen sich die Zeit vertreibt, im übrigen aber faulenzt und sich von seiner weiblichen Umgebung bedienen läßt. Um so beachtenswerther ist es, daß bei den Suaheli der Hausherr nach jener Stelle des Liedes von der Barmherzigkeit und nach manchen anderen ihrer Litteratur durchaus nicht mehr die Rolle des Despoten spielt, dessen Stimme allein im Hause Geltung hat, daß die Einwilligung der Frau vielmehr bei wichtigeren Dingen ebenfalls eingeholt werden muß, ihr also eine gewisse Gleichberechtigung zugestanden wird. Diese Stämme sind über die niedrigste kulturelle Phase in ihrer Entwickelung bereits hinausgeschritten; denn gerade das Verhältniß der Frau zum Manne im Hause und in der Gesellschaft, die Werthschätzung der Frau ist ein vor allem hervortretendes Merkmal in Bezug auf die Kulturstufe eines jeden Volkes. Dazu tritt ein zweites: auch der in Afrika meist fehlende Begriff der gegenseitigen Neigung ist den Suaheli nicht fremd. Das lehrt uns die von Büttner mitgetheilte Erzählung „Vom Werthe der Frauen", welche freilich — doch in augenfällig humoristischer Färbung — in den Nachweis ausklingt, „daß die Frauen nicht gute Menschen sind". Das ziemlich umfangreiche Stück mag bei Büttner selbst nachgelesen werden, hingegen soll hier als ein Beispiel, wie Naturerscheinungen bei den Suaheli erklärt werden, ihre Auffassung der Ursache von Ebbe und Fluth noch im Wortlaut mitgetheilt werden.

„Im Meere" — so sagen sie — „fluthet das Wasser, und dann ebbt es wieder. Nun verstehe, daß die gelehrten Leute gesagt haben, daß unter dem Meere wieder eine Erde ist. Und wiederum sagen die gelehrten Leute, daß Gott das Meer geschaffen hat und unter dem Meere wiederum Luft, und unter der Luft ist die Kraft des erhabenen Gottes. Und das Erste

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

von der Erde ist ein Fisch mit Namen Chewa, und auf dem Rücken des Chewa ist ein sehr großer Stein. Der Chewa ist im Meere und der Stein liegt auf dem Chewa. Und auf dem Steine steht ein sehr großes Rind. Die Gelehrten sagen, daß dieses Rind siebenzigtausend Hörner und vierzigtausend Beine hat. Seine Füße stehen auf dem genannten Stein, und auf seinen Hörnern liegt die Erde, denn die Erde ist auf seine Hörner befestigt. Und seine Nase ist in der See, und alle Tage holt es einmal Athem, und die Leute sagen, wenn in der See Fluth ist, dann athmet jenes Rind ein, und wenn Ebbe ist, dann athmet das Rind aus. Und Gott weiß es am allerbesten."

Bei aller Naivität des Erklärungsversuches finden wir die ganz richtige Vorstellung, daß mit der Ausdehnung des Körpers beim Einathmen das Wasser, in welchem das Rind steht, steigen muß, und umgekehrt.

Außer den Liedern und Geschichten enthält das Büttnersche Buch nun noch anderweitigen ethnographischen Lehrstoff, auf welchen in einem letzten Abschnitte hingewiesen werden soll.

Am Königlichen Seminar für orientalische Sprachen in Berlin sind neben den europäischen Lehrern mehrere Ostafrikaner thätig, welche unter der Leitung jener im Kisuaheli unterrichten. Zwei dieser afrikanischen Lektoren hat Büttner veranlaßt, allerlei Schilderungen afrikanischer Sitten und Gebräuche aufzuzeichnen, welche uns tiefe Einblicke in das innere Leben der Suaheli gestatten; der eine von ihnen, Amur bin Nasur il Omeiri, hat außerdem eine Schilderung von Berlin und demjenigen, was er in dieser Stadt erlebt und gesehen hat, niedergeschrieben. Diese Skizzen aus dem Berliner Leben sind höchst originell, und es hat einen eigenen Reiz, zu sehen, wie ein Msuaheli unsere Zustände auffaßt. So setzt es ihn höchlichst in Verwunderung, daß von den Richtern keiner Bestechung annimmt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von irgend Jemand, der sein Recht verlangt. „Wenn einer gegen ihn klagt, so wird auch er Strafe bekommen. Du verklagst ihn bei dem Herrscher, und er wird zur Ruhe gebracht, und du bekommst dein Recht. Und dem Herrscher ist es nicht gestattet, Jemand zu tödten oder Jemand ins Gefängniß zu setzen. Auch der Herrscher wartet auf sein Gehalt und bekommt es ausgezahlt. Und dieses Gehalt bezahlen die Leute in der Stadt; jeder Mann, der Einkommen hat, zahlt ein wenig Geld alle drei Monate, und das heißt Steuer."

Man wird hier an das etwas triviale Wort erinnert: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Herr Amur sieht die Dinge viel richtiger an, als wir es zu thun pflegen; er hält unsere Steuern für eine Bagatelle, und das sind sie ja auch.

Wir greifen nun aus den Berliner Memoiren Amurs drei Abschnitte heraus, in denen er uns berichtet, wie er in Begleitung eines Berliner Freundes einen Rundgang durch eine Anzahl hauptstädtischer Bierstuben macht, wie er den König von Italien als Gast unseres Kaisers und endlich, wie er den Fürsten Bismarck bei einer Durchreise durch Berlin sieht.

„Und an einem Tage," so erzählt er, „kam mein Freund Velten und sagte zu mir: Bitte, Amur, heute wollen wir in ein Bierhaus gehen, und ich sagte: O ja, aber wo ist es? Und er sagte zu mir: Es ist nahe, es ist nicht weit. Und wir standen auf und gingen in das Bierhaus, und ich sah viele kleine Spiegel an der ganzen Wand und sah auch Lichter jeder Art und sagte zu meinem Freunde: Wem gehört doch das Haus? Und er sagte zu mir: Das ist eben das Bierhaus. Und ich sah auch Stühle, wie ich sie noch nicht gesehen hatte, und wir setzten uns hin. Und danach sahen wir Leute mit Geigen und Trompeten und Trommeln, und ich fragte: Wo gehen diese Leute hin? Und er sagte zu mir: Die Leute werden mit diesen Trommeln und Trompeten für uns spielen, die wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hier das Bier trinken. Und ich dachte in meinem Herzen, wenn die Bierstube so aussieht, wie ist denn das Zimmer, wo der Eigenthümer davon wohnt, und ich sagte zu meinem Freunde: Ein Haus, wie dieses, habe ich seit meiner Geburt nicht gesehen; wenn ich sagen würde, dieser Saal ist wie der des Sultans von Sansibar, nein, dieser ist besser. Und ich sagte: Gelobt sei Gott, der Herr der Welten. Und ich sagte zu meinem Freunde: Wenn ich nach Sansibar komme und dies erzähle, dann werden sie mir nicht glauben und werden sagen: Du liebst die Deutschen, darum sprichst du so. Und danach standen wir auf und gingen in ein anderes Haus und fanden es noch großartiger, als jenes. Und danach gingen wir von einem Haus ins andere, bis wir in sieben gewesen waren, und eines war immer großartiger, als das andere. Und er sagte zu mir: Häuser, wie diese, sind dreitausend in Berlin, und wenn ich es weniger machte, so ist es erlogen, und jedes Haus ist immer großartiger, als das andere. Und ich sagte: Gott ist der Allergrößeste. Und danach standen wir auf und gingen nach Hause."

An einem anderen Tage hört Amur, daß der König von Italien zum Besuche unseres Kaisers in Berlin eintreffen werde. Er geht auf die Straße, wo die beiden Herrscher vorbeikommen sollen, und „mit einem Mal," so berichtet er, „sah ich Leute kommen und sich in Reihen aufstellen, und diese sind die Stadtsoldaten und sie heißen Polizei, und Jeder ist stark wie ein Löwe, und Einige waren zu Pferde und Andere gingen zu Fuß. Und Jeder, der nicht an diesem Tage dabei gewesen ist, der hat nichts vom Leben, und wer nicht nach Berlin gekommen ist oder nicht nach Berlin geht, dem ist nichts zu theil geworden; er ist, wie wenn er noch nicht geboren wäre, noch hat er einen Namen in der Welt. Und da kamen die beider Herrscher, der Kaiser und der König von Italien, in dem Wagen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und ich sah sie und grüßte, und ich sah auch seine Frau und die Frau des Kaisers, welche in einem Wagen waren. Und alle Leute standen auf und grüßten und warfen ihnen Blumen zu, und sie erwiderten den Gruß und nahmen die Blumen in Empfang, und zuletzt standen wir auf und gingen nach Hause — und dort dachte ich über das Königthum nach, und ich sagte in meiner Seele: Das Königthum muß so sein, und wer anders sagt, der lügt."

Und eines Tages wieder hört Amur: Heute kommt Bismarck nach Berlin, aber er wird nur durchfahren, er bleibt nicht lange. Da macht er sich auf und geht nach dem Bahnhof. „Mit einem Male" — wir lassen ihn selber sprechen — „sah ich, wie Leute kamen, und auch Soldaten kamen und sich in Reihen aufstellten. Und dann sah ich, wie der Wagen kam, und darin war Bismarck, und es kamen die Menschen und grüßten ihn, und er steckte den Kopf aus dem Wagen heraus und erwiderte den Gruß. Und ich drängte mich vor, bis ich ganz nahe an ihn kam, und ich grüßte ihn, und er dankte mir und nahm eine Blume mit seiner Hand und gab sie mir und sagte zu mir: Da nimm, Schwarzer. Und ich sagte: Danke schön. Und ich besah ihn sehr und seinen Sohn, dessen Frau und seine ganze Familie, und er ist ganz weiß, selbst die Augenbrauen. Und ich freute mich sehr, daß ich den Bismarck sah. Und zuletzt ging ich meiner Wege und kam nach Hause, und dort war ich immer noch voll Freude und roch an jener Blume, die er mir gegeben hatte, und ich behielt sie viele Tage — bis ich sie schließlich wegwarf."

Die von Büttner angelegte Sammlung der Suaheli-Litteratur, welche die Grundlage für unsere Betrachtungen geboten hat, ist keinesfalls als erschöpfend anzusehen. Es gilt vielmehr, auf diesem Gebiete emsig weiter zu schaffen, in der Erkenntniß, daß es der Mühe wohl werth ist, die volkspoetischen Erzeugnisse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der primitiven Stämme zu beachten und für die wissenschaftliche Behandlung bereit zu stellen. Das deutsche Reich ist zuletzt in die Geschichte der Kolonien eingetreten, und unsere Litteratur hat daher erst wenige Arbeiten aufzuweisen, welche sich der Büttnerschen an die Seite stellen lassen.[9] Um so mehr darf erwartet werden, daß unsere sprach- und sachkundigen Reisenden künftighin mit gleicher Hingabe und mit gleichem Verständniß, wie Büttner, dem Innen- und Geistesleben unserer Schutzvölker ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Anmerkungen.

[1] „Die Vorgeschichte der Ethnologie" behandelt Ad. Bastian in einer gedankenreichen kleinen Schrift (Berlin 1881), „Die Entwickelung der modernen Ethnologie" Thomas Achelis (Berlin 1889).

[2] Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. 2 Theile, Berlin 1894. — Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894.

[3] Steere, Swahili Tales, as told by natives of Zanzibar. London 1870. — Taylor, African Aphorisms; or, saws from Swahili-Land, London 1891. Auf Grund dieses Materials hat Seidel „Beiträge zur Charakteristik des ostafrikanischen Negers" geliefert im Kolonialen Jahrbuch, Jahrg. V, 1892, S. 41 ff.

[4] Vergl. oben im Vorwort. — Vor dem Erscheinen der „Anthologie" hatte Büttner auf Grund des von ihm gesammelten Materials in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin „Bilder aus dem Geistesleben der Suaheli" in einem Vortrage zusammengefaßt (vergl. Verhandlungen der Gesellschaft, Bd. XX, 1893, S. 147 ff.). Büttners Verdienste um die afrikanische Sprachforschung sind neuerdings in der „Deutschen Kolonialzeitung", N. F. VIII, S. 66 f., kurz behandelt, eine ausführliche Besprechung derselben will die von Seidel als Fortsetzung der Büttnerschen Zeitschrift herausgegebene „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen" in einer ihrer nächsten Nummern bringen.

[5] K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1894, S. 405 ff.

[6] Vergl. Benfey, Pantschatantra II, S. 285 ff.

[7] E. Morgen, Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1893, S. 52 ff.

[8] Vergl. Hartmann, Schwänke und Schnurren im islamischen Orient, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. V. Berlin 1895, S. 40 ff.

[9] Für Afrika sind neben Büttner zu nennen: Elli Meinhof's „Märchen aus Kamerun" (Straßburg 1889) und Hans Stumme's „Tunisische Märchen und Gedichte" (2 Bände, Leipzig 1893) und „Tripolitanisch-tunisische Beduinenpoesie" (ebenda 1894).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main